Zeitschrift: SuchtMagazin
Herausgeber: Infodrog
Band: 46 (2020)
Heft: 3

Artikel: Weise Pharma-Greise
Autor: Parin, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-881051

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Weise Pharma-Greise

2020-3
Jg. 46
S. 31 - 34

PAUL PARIN
Parin (1916–2009 in Zürich) war ein Psychoanalytiker, Ethnologe und Schriftsteller.[1]

An einem Freitag irgendwann zu Beginn der fünfziger Jahre erhielt ich in meiner Praxis in Zürich den Anruf der bekannten Chemikerin Mrs. S. aus Washington D.C. Sie sei mit ihrem Vater auf der Durchreise in Zürich; er erwarte mich morgen, Samstag, im Hotel Waldhaus (das längst verschwunden und durch einen Betonbau ersetzt worden ist) zum schwarzen Kaffee. Der Vater, das war Professor Otto Loewi, der im Jahre 1936 zusammen mit Sir Henry Dale den Nobelpreis für Medizin erhalten hatte, in Würdigung ihrer Forschungen über die physiologische Wirkung des Acetylcholins. In Graz war ich Hörer seiner Pharmakologievorlesung gewesen, die um zwei Uhr nach dem Mittagessen stattfand. Der Professor pflegte die Vorlesung mehrmals in jedem Semester mit einem Lob der pharmakologischen Vorzüge des Koffeins einzuleiten. Allein der Genuss von zwei Tassen starkem Kaffee gestatte es ihm, zu dieser Tageszeit, die gewöhnlich seiner Siesta, dem Mittagsschlaf, geweiht sei, eine Vorlesung zu halten. Das war einige Jahre vor dem «Anschluss» 1938. Nach dem Einmarsch Hitlers in Österreich wurden der Professor und seine Familie als Juden verhaftet. Der Frau des Professors gelang es, zuerst ihn, dann ihre Kinder unter Hingabe des Nobelpreisgeldes, das im Ausland versteckt gewesen war, loszukaufen und nach den Vereinigten Staaten zu befördern, wohin sie – bereits nach Ausbruch des Krieges – über Moskau und Wladiwostok folgte. Sie starb bald nach dem Wiedersehen mit ihrer Familie in Princeton, wo Otto Loewi bereits als research professor tätig war. Da ich mit Viktor, einem der Söhne, der Medizin studierte wie ich, befreundet war, hatte ich in Graz im Haus der Loewis verkehrt; das verschaffte mir die Ehre der Einladung in das Hotel Waldhaus. Der Professor war damals 92, ein höchst lebendiger alter Herr. Wie er aussah? Nun, etwa so wie andere geistig hervorragende jüdische Emigranten aus der Zeit des Tausendjährigen Reiches, die wir heute noch auf dem Bildschirm sehen, den Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki oder den bekannten Germanisten Hans Mayer. Doch schien er mir damals beweglicher, jugendlicher als diese beiden.

Der Professor empfing mich sehr herzlich und bestellte sogleich zwei Espressos. Es war zwei Uhr nachmittags. Der Sohn Viktor habe kürzlich eine Stelle in Buenos Aires angetreten, konnte ihn deshalb nicht begleiten. Weil die Kinder ihn nicht allein reisen lassen wollten, habe seine Tochter Urlaub genommen. «Es ist das erste Mal, dass ich wieder nach Wien komme», begann er, «und ich freue mich darauf wie ein Kind. Man hat mich zu dem Internationalen Physiologen-Kongress eingeladen als Ehrenpräsident. Ich habe unter der Bedingung zugesagt, dass ich den Eröffnungsvortrag halten darf. Das wurde angenommen. Man war überrascht. Ich werde über ‹Die Verifizierung physiologischer Hypothesen mittels nicht-statistischer Methoden› sprechen. Sie wissen aus der Vorlesung: Ich habe immer gerne Experimente ausgedacht. In Princeton ist mein Labor grösser und viel besser ausgestattet als das in Graz. Ich kann zeigen, dass ein vorläufiges Ergebnis verifiziert – oder natürlich falsifiziert – werden kann, indem man es immer wieder anderen experimentellen Tests unterzieht. Damit erübrigt sich die idiotische Rechnerei, von der Physiologen nichts verstehen und die nur Mathematiker freut.»

Der Professor borgte sich meinen Kugelschreiber und skizzierte auf einer Papierserviette einige seiner neuesten Versuchsanordnungen, fragte nach jeder, ob es mir einleuchte, und ging dann zur nächsten über. «Ich spreche natürlich frei und habe verlangt, dass eine schwarze Tafel da ist. Es ist an sich ein Experiment, wieder deutsch zu sprechen. Man wollte mir mit der Sprache entgegenkommen; aber ich habe auf Deutsch bestanden. So alt bin ich noch nicht, dass ich meine Muttersprache vergessen hätte.»

Ich konnte nicht umhin, ihm meine Bewunderung auszudrücken. In seinem Alter die Strapazen der Reise auf sich zu nehmen; und gar dieses Gedächtnis, dieser Reichtum an neuen Ideen. Das sei ein unerhörtes, seltenes Phänomen.

«Vergessen Sie nicht, lieber Parin», er legte mir die Hand aufs Knie und bestellte zwei weitere Espressos, «vergessen Sie nicht, dass ich Pharmakologe bin. Seit ich keine Vorlesung mehr gebe, darf ich mich nur noch selber bedienen. Das ist ganz einfach, weil ich die Wirkung jeder Droge unmittelbar spüre und so die richtige Dosierung finde.» Und er erklärte mir sein System: ein reiches Repertoire fein abgestimmter Mittel und Mittelchen, die ihn für den Arbeitstag fit hielten. Andere Mittel waren für eine zureichende Nachtruhe und den Mittagsschlaf vorgesehen und wieder andere für die Zeit der Entspannung und Unterhaltung. Da wollte er bei Laune sein. Man darf nicht erwarten, dass ich das Rezept des Nobelpreisträgers weitergebe. In erster Linie, weil es gar kein Rezept gibt und für den Zweck eines geistig wachen und glücklichen Alters keines geben kann.

Da hilft nur die sorgfältige Abstimmung auf den eigenen Körper einschliesslich seiner fortwährenden Veränderungen und neu auftretenden Beschwerden und Störungen. Der Tag beginnt mit einer Dosis Speed (Weckamin), um ganz wach zu werden und dem Glas Wasser mit einer grossen Dosis Vitamin C, zusätzlich etwa ein Aluminiumhydroxid, sofern der Magen wegen Überlastung drücken sollte und ein schleimlösendes Mittel, um die Bronchien freizukriegen. Dazu eine Tablette

mit Verdauungsenzym zur Anregung des Darmes. Das genügt, um nach dem Frühstück das Labor zu besuchen. Die Lektüre der Post und der eingetroffenen Publikationen mag verstimmen. Bevor sich depressive Gedanken einstellen, eine genügende Dosis Morphium oder Heroin, zusätzlich ein Anabolikum, das den Appetit für das Mittagessen erfreulich anregt. Der Espresso begleitet die Unterhaltung mit Besuchern. Danach benötigt der Professor meist ein Glas Rotwein, das der Schläfrigkeit für die Siesta zum Durchbruch verhilft. Beim Erwachen um halb fünf allerdings ist am besten eine Dosis Kokain – gegen Abend kein Speed! – damit die nun folgende geistige Arbeit bald in Gang kommt. Das sind die kreativsten Stunden. Ist die Arbeit gut vorangekommen, braucht es für den Abend keine weitere Hilfe. Will sich das zur Entspannung nötige Wohlbefinden nicht einstellen, hilft am besten wieder ein Opiat. Dann Gäste, Kino, Theater oder Lektüre, bis es Zeit ist, mit einem rasch wirkenden, gut ausscheidbaren Barbiturat die Nachtruhe einzuleiten, nicht ohne die tägliche Dosis von Acidum salicylicum zur Vermeidung von Blutgerinnseln in den Gefässen und einer Dosis Magnesium gegen das Auftreten nächtlicher Wadenkrämpfe. «Dies alles wirkt nur, wenn ich Dosierung und Wahl der Mittel immer wieder meinem Zustand anpasse. Voraussetzung ist, dass ich es nie zu Kopfweh, Rücken- oder Gelenkschmerzen kommen lasse. Seitdem ich als Student an Zahnschmerzen gelitten habe, war es mir immer möglich, Schmerzen gar nicht erst aufkommen zu lassen. Wenn es zu einem schmerzbedingten Stress kommt, ist die Wirkung aller Mittel unsicher.» Der alte Herr bediente sich, neben den üblichen Vitaminen, Schmerz- und Schlafmitteln, gerade jener Drogen, die heute als die schlimmsten Suchtmittel in Verruf geraten sind: Morphine, Kokain, Speed (Weckamine) und Barbiturate.

Ein anderer Nobelpreisträger, der Chemiker Linus Pauling, der nach einem Alter in voller Frische und Leistungsfähigkeit im 96. Lebensjahr plötzlich gestorben ist, hat wiederholt über die eigene Pharmatherapie gesprochen, wobei allerdings die tägliche grosse Dosis Vitamin C von seiner Frau und nicht von ihm selber verschrieben worden sei. Ich selber halte mich seit Jahren an das Rezept von Frau Professor Pauling.

Der Schriftsteller Julien Green hat soeben in seinem 94. Lebensjahr einen Roman, sein 64. Buch, veröffentlicht. Ich weiss nicht, ob er sich einer pharmakologischen Stütze bedient. Im Kulturteil einer Tageszeitung ist kürzlich eine Notiz über ihn erschienen, mit der Überschrift «Altersglück».

Es wäre traurig, wenn sich nur die prominenten Vertreter abendländischer Geistigkeit kraft ihrer geordneten und von Wohlhabenheit getragenen Verhältnisse ein solches Altersglück leisten könnten. Das Bedürfnis, den Beschwerden der hinschwindenden körperlichen Integrität pharmakologisch entgegenzuwirken, muss doch überall bestehen, wo es alte und uralte Menschen gibt, auch dort, wo weder eine Pharmaindustrie noch ausreichende Geldmittel vorhanden sind. Viele Dörfer der Dogon in der Malirepublik sind hoch in die zerklüfteten Felsen gebaut, so dass alte Menschen ihr Dorf nie mehr verlassen können. Die steilen Pfade und schmalen schwankenden Brücken über tiefe Schluchten können nur von Menschen begangen werden, die über Körperkräfte und wache Sinne verfügen. Kinder sind die anstelligsten und werden gerne zu Botengängen in andere Dörfer ausgeschickt. Doch hat der Respekt, den die Dogon ihren Alten zollen, zur Folge, dass diese bestens gepflegt und ernährt werden. Täglich sieht man die Ältesten geruhsam unter dem Schattendach des dörflichen Rats, der Toguna, sitzen, den Rücken an einen Pfeiler gelehnt, bis sich zu ihren Füssen wieder der Rat der Männer versammelt, der auf ihre Stimme hört. Nun ist das Land der Dogon, das an Lebensweisheit und uralt mythischer Kultur so reich ist, sehr arm an Nahrung, die sich für alte Menschen eignet. Je mehr das Alter, der Verlust der Zähne, die allgemeine Hinfälligkeit sich bemerkbar machen, desto mehr wird die übliche Nahrung durch den Genuss von Hirsebier ersetzt, das reich an Nährstoffen, Vitaminen und Spurenelementen ist. Für viele Alte ist dieses Bier die einzige Nahrung, hält sie lebendig, verleiht ihnen Spannkraft und versetzt sie vor allem in beste Stimmung. Das ist wichtig. Denn was die Ältesten im Rat des Dorfes äussern, zu praktischen oder spirituellen Problemen, zu Konflikten oder gar zu Streitigkeiten, von denen die Harmonie des Zusammenlebens bedroht wäre, das hat grosses Gewicht. Man muss dafür sorgen, dass sie nur frisch gebrautes gehaltvolles Bier erhalten. Täglich ist eine kleine Schar junger Mädchen an einem Schattenplatz nahe der luftigen Ratsveranda mit Töpfen und Kesseln beim lustigen Geschäft des Bierbrauens. Von Zeit zu Zeit nähert sich eine von ihnen mit einer kleinen Kürbisschale Bier den Alten, damit sie mit Nicken oder Kopfschütteln kundgeben, ob der Saft den erwünschten Grad der Reife erreicht hat. Die alten Geniesser sind ständig in einem sanften Rausch befangen. Das hält sie bei Laune und löst ihre Zunge. Das, was sie äussern allerdings, trifft nicht nur auf ehrerbietig lauschende Ohren. Oft ist es schwer zu verstehen, ein Stammeln mehr als ein Reden. Doch hat sich aus anderen, jüngeren, aber bereits zu Vernunft und Klarheit gereiften Männern eine Gruppe gebildet. Diese nehmen auf und interpretieren, was Wille und Meinung des selig stammelnden Alten ist. Niemand zweifelt daran, dass die Weisheit des Alten desto tiefer und reiner ist, je wirrer die Rede aus seinem zahnlosen Munde strömt. Die strahlende Laune des Alten teilt sich den Interpreten mit. So können sie nicht fehlgehen, aus dem Gestammel eine fröhliche Lebensweisheit zu destillieren.

«Vor allem kommt es darauf an, dass unsere verehrten Alten sich trotz der Beschwernisse des Alters wohl fühlen», sagen die klugen Dogon. «Ein Dorf, in dem der nährende Trank sie bei Laune hält, ist ein glückliches Dorf.» Abends verdichtet sich der Nebel der Geister zu einem tiefen Schlaf. Es ist nicht schwer, einen trunkenen Alten auf seine Matte zu tragen; das Hirsebier nährt, macht jedoch gar nicht fett und schwer.
Gegen den Tod kann der Mensch nichts; gegen die Leiden des Alters haben nicht nur unsere Wissenschaftler und die klugen Dogon in ihren Felsendörfern das richtige gefunden. Mein gelehrter, längst verstorbener Freund Wolfgang Benndorf hat ein altes chinesisches Gedicht, «Der Wein von Yünan», nachgedichtet:

«Es ward mir einst gesagt in Stadt und Land,
in Yünan wird aus Reis ein Wein bereitet,
wer davon nur ein Glas getrunken hat,
fühlt, dass sein Geist in holdem Wahn entgleitet.

Mich soll ein Schiff – leicht ward mir der Entschluss –
die Fluten des Yangtse hinuntertragen.
Ob ich wohl sehr viel Becher trinken muss,
um meinen trüben Kummer zu verjagen?

Den braven Leuten, die voll Fertigkeit
die Segel setzen und die Ruder rühren,
ich hab die Münzen schon bereit,
die ihnen als gerechter Lohn gebühren,

und werde bald, ja bald ist es soweit,
den Wein von Yünan an die Lippen führen.»

Ich habe von exotisch fernen und von den durch Ruhm randständigen weisen Greisen erzählt. Warum? Das ist leicht zu erraten. Ich spreche in eigener Sache. Wo immer ich dem Brauch drogengeniessender Greise begegne, bin ich kein Aussenseiter mehr, kann ich mich mit der Schlauheit – nicht gerade Weisheit! – des Alters einer real existierenden Gemeinschaft zugesellen, mich in eine Schar fröhlicher Alter hineinphantasieren.

Das Problem der Überalterung der Bevölkerung, das unsere Politiker und Prognostiker umtreibt, ist jedoch ungleich wichtiger, als es meine persönlichen Wünsche und Phantasien sind. Mit guten Gründen nimmt man an, dass das durchschnittliche Lebensalter in der westlichen Gesellschaft stetig ansteigt und weiter ansteigen wird. Wenn ein Land so weit ist, steuert es unaufhaltsam einem Triumph und gleichzeitig einer Katastrophe zu. Es gilt als Idealzustand, wenn in einem wohlorganisierten Gesellschaftsgefüge die Säuglingssterblichkeit abnimmt und der Tod die Greise in immer späteren Jahren heimsucht – noch später die Greisinnen. Doch ziehen damit am Zeithorizont die dunklen Wolken unerträglicher Lasten für das Gemeinwesen herauf: die Kosten einer zureichenden Altersvorsorge, die Aussicht, dass immer weniger Menschen im arbeitsfähigen Alter mit Produktion und Dienstleistungen für immer mehr unproduktive Alte oder Senioren – wie man sie im Sinne der political correctness nennt – sorgen, eigentlich sich abrackern werden. Dass die unproduktiven Senioren gänzlich nutzlos sind, dass man sie deshalb ganz abschaffen sollte, das wagt niemand zu denken, geschweige denn zu sagen, am wenigsten die Senioren selber. Politiker jeder Couleur scheinen sich einig zu sein, dass ein Kulturvolk auf die Präsenz seiner Senioren und Seniorinnen nicht verzichten will und nicht verzichten kann. Ja, man tut einiges, damit sich die geschätzten Alten, auch entgegen ihrer Neigung, am sozialen und politischen Prozess möglichst intensiv beteiligen, nicht nur am Konsum, wozu man sie durch entsprechende Lastenübernahme in Stand setzen muss. Dafür nehmen sie zweifach teil an unserer Kultur als Zeugen für den Erfolg zivilisatorischer Bemühungen und als Träger moralischer Werte sowie als geistige Vorbilder.

Was aber, wenn es sich herausstellt, dass diese Alten – pardon: Senioren – gewiss nicht alle, aber doch in recht hoher Zahl sich von eben den Drogen abhängig gemacht haben, die man als das schlimmste Übel unserer Zeit ansieht? Die Drogenabhängigkeit, die unsere Jungen und Jüngsten vorzeitig zu dahinsiechenden Greisen zu machen droht! Sind die Drogen der schlimme Feind, oder sind sie Spender von Zufriedenheit und Glück, wie für jene Alten?

Bevor ich mich dem Problem der Drogen zuwende, stelle ich mir die Frage, ob die Alten – nun nicht Senioren zu nennen – auch nur körperlich die gleichen sind wie ehedem: der Grossvater, der seine Knochen auf der Ofenbank wärmt; oder im Lehnstuhl, Filzpantoffeln an den Füssen; oder das seit dem antiken Orakel gleichgebliebene Bild, das Wesen auf drei Beinen, Greis und Greisin am Krückstock. Oder dann das Antlitz greiser Menschen, wie es jene ersten naturgetreuen Künstler der Neuzeit, etwa Rembrandt oder Frans Hals, gemalt haben: gefurchte Stirn, hohle runzlige Wangen, triefende spitze oder gerötete Nasen, blicklose Augen mit entzündeten Lidern, zahnlose Kiefer. Nein: Unsere Senioren sind nicht nur nach Jahren andere, sie sind körperlich nicht mehr die gleichen. Die Runzeln sind kosmetisch geglättet, der Leib ist sichtlich repariert. Der graue Star ist gestochen, der Blick scharf durch die eingesetzte Linse aus Kunststoff, das künstliche Gebiss ist tadellos, der Rücken gerade, operativ aufgerichtet, mit einem Knochenspahn fixiert. Der Krückstock fällt weg, unsere Senioren schreiten, spazieren oder joggen sogar; ihre morschen Hüften sind längst durch stählerne Scharniere ersetzt, die Hüftgelenkprothesen von tüchtigen Chirurgen einmontiert.

Unsere Senioren sind zum guten Teil repariert, allein schon leiblich nicht mehr die Alten von anno dazumal. Haben sie allein darum das Recht, sich im Pakt mit dem Teufel Wohlbefinden zu erkaufen? (Mit dem Teufel sind die Drogen gemeint.)

Kürzlich im Swissair-Flug von New York nach Zürich sass neben mir der berühmte Dirk McCaughley. Am Ende unseres langen Gesprächs, der Flug senkte sich auf Kloten, überreichte er mir seine Karte. Unter dem Namen war Colonel Airborn Rangers durchgestrichen. Dem sympathischen sensiblen Mann merkte man seine militärische Vergangenheit nicht an. Er erzählte, dass er seine aussichtsreiche Karriere in der Armee aus freien Stücken aufgegeben habe. Als der Kalte Krieg zu Ende ging, wollte er seinem Amerika weiter dienen, als Soldat gegen die gefährlichsten Feinde. Das sind, so erklärte er mir, eindeutig die Drogen, Heroin, Koks, Crack, Speed, Kiff und die anderen teuflischen Dinge. Die neuen Feinde sind ebenso gefährlich, aber noch heimtückischer als die nuklearen Sprengköpfe der weiland Sowjets. Im Kampf gegen die neuen Feinde hatte er es zu einem der höchsten Posten gebracht: Koordinator der Weltmacht mit ihren europäischen Verbündeten im Kampf gegen den gemeinsamen Feind.

Ich hatte Einwände. Seien es nicht die Dealer und Produzenten der Drogen, die man bekämpfen müsse? Er hatte sich seine Meinung gebildet, bevor er die Armee verliess, um sich in die Reihen der Kämpfer gegen die Drogengefahr einzureihen: «Gewiss. Kriminelle Naturen gibt es überall. Doch wo blieben die ohne das

Grundübel, die Droge!» Ich gab zu bedenken, dass alle diese chemischen und natürlichen Wirkstoffe den Medizinern längst als gute, wohltuende, ja rettende Medikamente bekannt waren, bevor weltweit der Missbrauch einsetzte. Mister McCaughley blieb hart: «Das weiss ich. Ich habe die einschlägige Literatur studiert», er zog eine fotokopierte Liste, über vierzig Seiten medizinische Bibliographie, heraus, die er mir überreichte. «Doch was ist an den Folgen gemessen der Gebrauch von Drogen gegen den Missbrauch! Jeder Gebrauch von Drogen ist Missbrauch. Gewollt oder ungewollt ein Pakt mit dem Feind, dem Feind unserer Nation und der Menschheit.»

Ich versuchte das Thema zu wechseln. Mein Nachbar blieb, was er gewesen war: ein Soldat und brav. Ich wollte mit dem sympathischen Mann nicht weiterdiskutieren. Es war einfach nicht fair. Er ahnte nichts davon, aber mir war es allzu bewusst. Er setzt sich für die Menschheit ein, ich aber streite egoistisch, wie alte Leute, besonders alte Männer bekanntlich sind, in eigener Sache. Ganz allein für mich wohl nicht; wenn ich auch nicht das profunde pharmakologische Wissen eines Otto Loewi habe. Manche Kollegen und Kolleginnen versuchen, wie ich es tue, Greisen und Greisinnen mit Hilfe wohldosierter Tropfen, Pulver und Spritzen zufriedene oder sogar glückliche alte Tage zu bescheren; bis dass der Tod auch sie ...

Andere, anscheinend die Mehrzahl, kämpfen weiterhin als Ärzte und Ärztinnen bei ihren Patienten als Einzelkämpfer gegen den bösen Feind. Nur wenige haben so umfassende Kenntnisse und eine so tiefe Überzeugung wie Mr. McCaughley. Sie stecken tief in der Überlieferung unserer puritanischen Kultur: Leiden ist besser als lässliche Duldung oder gar unerlaubter Genuss. Immer wieder gelingt es einem Kollegen (Kolleginnen nicht ausgenommen), einen 80-, 85-,90- und Mehrjährigen aus der Gefahrenzone einer Drogenabhängigkeit herauszuhalten, sei es auch, dass Schmerzen, ja unerträgliche agonische Vernichtungsgefühle in Kauf zu nehmen sind. Für diese Ärzte zählt Tugend mehr als Wohlbefinden.

Solche Ärzte schätze ich nicht. Obwohl ich sie als Gegner ansehe, habe ich keinen Grund, sie zu hassen. Die verehrten Leser und Leserinnen wissen es längst: Ich selber gehöre zu jenen Pharma-Greisen, die sich mittels Zufuhr erhaltender und fördernder Mittel und Mittelchen ein angenehmes Alter gestatten und bewahren. Wer es nicht glaubt, der frage bei meiner Apothekerin nach; ihre Monatsrechnungen sind erheblich.

Endnote

[1] Zuerst erschienen in Kursbuch 128 (1997): 142-149. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Studios und Archiv Paul Parin und Goldy Parin-Matthèy. Der Text wird abgedruckt in der Paul Parin Werkausgabe Band 12 «Das Bluten aufgerissener Wunden. Psychoanalyse, faschistische Ideologie und Krieg in Europa. Schriften 1992 – 1997». Die Publikation erscheint 2021 im Mandelbaum Verlag Wien.